

Sonntags-Beiblatt

zur

Augsburger Postzeitung.

19. Februar

Nr. 8.

1854.

Dieses Blatt erscheint regelmäßig alle Sonntage. Der halbjährige Abonnementspreis 10 fr., wofür es durch alle königl. bayer. Postämter und alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

An Radezky in Freiburg.

Greiser Held im großen Kirchenkampfe,
Der im kleinen Baden wird geführt,
Wie Radezky in dem Pulverdampfe
Stehst Du fest, vom Feinde nicht beirrt.

Um Dich sammelt sich mit Freudenmuthe
Deiner Priester treuergeb'ne Schaar,
Ist bereitet, selbst mit ihrem Blute
Dich zu schützen, Vater, in Gefahr.

Dies erfreut die Seele in der Ferne,
Wenn ich auch nicht unter ihnen bin,
Und nach Freiburgs hellem Silbersterne
Ist gerichtet meiner Liebe Sinn.

Frei soll werden Deiner Kirche Boden
Von des Staates Oberherrlichkeit,
Die die Heidenkaiser selbst, die tobtten,
Nicht verlangten zur Verfolgungszeit.

Eine Burg mit felsenfestem Thurme
Bist Du deshalb in der Hirtenstadt,
Der nicht weicht dem Loben und dem Sturme,
Den die Hölle heiß entzündet hat.

Von St. Peters Kirchenfelseninne
Schaut auf Dich der höchste Seelenhirt,
Segnet Deinen Kampf, der zum Gewinne,
Wie noch immer, für die Kirche wird.

†

Rudolf von Rodt,

welcher Missionär der Londoner Missionsgesellschaft,

über die Früchte seines Wirkens in Indien.

(Hist. = pol. Bl.)

Die Debatten des englischen Unterhauses über die indische Bill störte Lord Fitzgerald mit Vorlage einer Adresse, die nicht weniger als 600,000 katholische Ein-

wohner Indiens unterzeichnet und mit bitterm Klagen angefüllt hatten. Im Heere der ostindischen Compagnie, sagten sie, dienten 16,000 Katholiken, und 107,855 Pfund 14 Schill. betrage die jährliche Ausgabe allein für die Staatskirche in Ostindien, während nicht mehr als 5496 Pfund auf die geistlichen Bedürfnisse der Katholiken verwendet würden, die doch eben so zahlreich seyen (oder zahlreicher, selbst wenn man Alles für vollgiltig nimmt, was protestantischerseits seit etwa zwanzig Jahren an „Namenchristen“ und „Regierungschristen“ zusammengerafft worden); ein Katholicismus ohne Priester sey nicht denkbar, darum darben sich auch die katholischen Soldaten von ihrem spärlichen Solde Beisteuern zur Erhaltung ihrer Geistlichen ab, und erst in der Schlacht von Moodkee sey einer ihrer Regimentscapläne gefallen, während er den Sterbenden das Viaticum gereicht; ein protestantischer Bischof in Indien beziehe 5500 Pfund jährlicher Besoldung, ein katholischer Bischof dagegen eine Sustentation von — 240 Pfund u. s. w. Ob dabei einzelne Männer des englischen Parlaments eine Vergleichung angestellt haben mögen, einerseits dieser katholischen Armuth und Niedrigkeit mit dem seit Jahren unablässig vermehrten Aufwand politischen, materiellen und geistigen Reichthums und Gewichts am protestantischen Missionswerk in Ostindien, andererseits zwischen dem fröhlichen Prosperiren jener äußerlich unscheinbaren Mission und der völligen Erfolglosigkeit dieser mit allem Glanz und Pomp der Weltmacht auftretenden Anstalten? Schwerlich! Denn in der Doffentlichkeit ist die prahlende Lüge noch immer Herr über die verzwieselnden Berichte von der trostlosen Wirklichkeit.

Um so mehr verdienen die ausführlichen Geständnisse unsere nähere Betrachtung, welche die vor Kurzem erschienene Biographie eines protestantischen Apostels für Indien aus der neuesten Zeit seinen hinterlassenen Papieren entnommen und veröffentlicht hat. *) Es ist der Berner Rudolf von Rodt, ein ehrenhafter Charakter, der mit seiner Wahrheitsliebe und rechtschaffenen Geradheit schon zu Lebzeiten bei seinen Missionscollegen und Vorständen wenig Ehre eingelegt hat. Von Rodt war ein in den Bedrängnissen der protestantischen Religionsverwirrung, innerlich tief unglücklicher Mann. Schon in der Jugend sah er sich, im Bunde mit einem gleichgesinnten Bruder, seiner freien kirchlichen Stellung halber in lebhaftem Gegensatz zu einem strengen, mit voller Ueberzeugung der reformirten Landeskirche angehörenden Vater. Nur „dem freundlichen, gläubigen Andringen“ seitens einer mütterlichen Tante konnte der junge Mensch nicht widerstehen, und fühlte sich „gewissermaßen gezwungen, sein Herz Gott zu übergeben.“ Von der Berner Akademie begab er sich 1833 nach Genf, wo die neue, vom Staate und seiner Kirche unabhängige „theologische Schule“ vor Kurzem eröffnet worden war. In der That konnte von einer christlichen Kirche des Genfer Staates damals eigentlich keine Rede mehr seyn; denn „aus Genf war der alte Ernst calvinischen Glaubens längst gewichen. Die anerkannte Landeskirche huldigte, bewußt und unbewußt, dem Socinianismus; auf der andern Seite hatte die früher vom Bürgerrecht ganz ausgeschlossene katholische Bevölkerung sich außerordentlich vermehrt. Die Lehre von der Gottheit Christi durfte nicht mehr gepredigt werden; die wenigen Geistlichen, die es dennoch thaten, mußten die Kanzel räumen und sich eine eigene Gemeinde suchen“ (Bouterweck S. 9). Unter diesen Verhältnissen entstand dann die „evangelische Gesellschaft“, welche 1831 die oben erwähnte theologische Schule gründete, auf der unser mehr und mehr mit sich zerfallende Rodt religiöse Beruhigung zu finden hoffen mochte.

Allein unterm 8. Mai 1833 schreibt er bereits an einen Berner Freund: „Ich habe nun meinen Aufenthalt geändert, aber nicht meinen Charakter. Ich bin eben derselbe kalte, gleichgiltige und phlegmatische Rudolf, den Du in Bern gekannt hast, der Dich aber doch aufrichtig liebt und Dich oft hergewünscht hat; denn die Laterne, mit deren Hilfe ich gleichgesinnte Freunde suche, ist noch immer angezündet und wird, wie ich fürchte, es noch eine Zeit lang bleiben müssen. — Ich besitze indessen das

*) Leben und Wirken Rudolfs von Rodt, weiland Missionärs der Londoner Missionsgesellschaft in Indien, von Dr. Karl Wilh. Bouterweck, Director des Gymnasiums in Elberfeld. Elberfeld 1852.

Vorrecht, hier mit Brüdern bekannt zu seyn, die Liebe verdienen, und mit denen ich allmählig vertrauter zu werden hoffe. Allein ich bedaure, daß ich bei ihnen Allen auf ein Hinderniß stoße, daß sie nämlich in ihren Ansichten von der Kirche verschiedener Meinung mit mir sind.“

Schon früher durch den amerikanischen Missionär Abeel aufgefordert, entschloß sich Rodt auf das erneute Andringen des Missionärs Groves, der aus Bengalen nach Genf gekommen war, um Missionäre zu suchen, dem Missionswerke sich zu widmen, und, unter dem 23. Juli 1835 von dem „Comite der zur Evangelisation verbundenen Gemeinen in Genf, im Waadtlande, Neuchâtel, Bern und Basel, als Prediger des Evangeliums, nach Indien ausgesendet“, ging er nach London, schiffte sich zu Liverpool ein, und betrat den 11. April 1836 den indischen Boden. Er war zu London vorher in die Missionsdienste der etablierten Episkopalkirche Englands aufgenommen worden.

Von der in Indien herrschenden religiösen Begriffsverwirrung, von der unerschütterten Gewalt des krassen Heidenthums oder gottlosesten Materialismus, und der noch krassern Christenmacherei, ja, von dem gerade entgegengesetzten Erfolg der missionarischen Thätigkeit, sollte Rodt schon bald nach seiner Ankunft die abschreckendsten Beweise erhalten: die Eingeborenen waren offenbar durch ihr Pseudochristenthum nur noch ausgearteter und sittenloser geworden. Schon gleich bei seinen ersten Besuchen von Hindu-Schulen machte er die traurigsten Erfahrungen. Einmal fragte er einen etwa zehnjährigen Knaben, der schon seit einiger Zeit Unterricht in der christlichen Religion empfangen hatte, was er von den Götzen halte, und der Kleine antwortete mit ernster, altkluger Miene und funkelnden Augen: „Es gibt nur einen Gott, das ist ein allgemein verbreiteter Glaube (sic!); allein es gibt viele Untergöttheiten;“ er nannte darauf mehrere. Solche und noch entmuthigendere Vorfälle mochten oft schwerer noch, als die „tiefe Einsamkeit“, den jungen Missionär drücken.

Und daß er überall dieselben Mißerfolge sah, bekennt er selbst in einem Briefe aus Calcutta, wohin er im Juni 1837 gereist war. „Für das Evangelium“, schreibt er, „geschieht hier viel, aber lange noch nicht genug. Die Arbeiten der Missionäre sind hier nicht sehr gesegnet, dem Anscheine nach, und das Feld, das sie bearbeiten, ist sehr hart. Jedoch findet sich hie und da ein junger Hindu, der Muth genug hat, seiner Kaste zu entsagen, d. i. von Vater, Mutter, Weib, Geschwistern und Allem, was ihm lieb ist, sich zu trennen, Verfolgungen und grausamer Behandlung sich auszusetzen und auf den Namen Christi sich taufen zu lassen. Doch bleiben nicht Alle ihrem Bekenntnisse bis ans Ende treu. Die heidnischen Vorurtheile nehmen aber in dieser Stadt von Jahr zu Jahr immer mehr ab. Viele Hindus haben ihre Religion ganz verläugnet, sind dadurch aber nicht besser geworden, da sie nun bloß Deisten oder Atheisten sind, und daher, weil sie Jesum nicht bekennen, haben sie auch weder Schmach noch Verfolgung zu leiden. Kenntnisse und europäische Bildung nehmen sehr überhand. (sic!) Viele Hindus reden sehr geläufig englisch.“

Daß es aber nicht bloß in der großen Weltstadt Calcutta — was man doch noch durch die gewöhnliche Corruption großer Städte im Nothfalle erklären und entschuldigen könnte — so schlecht stand, sagt uns ein weiterer Brief Rodts von Sunamufy, wohin er zurückgekehrt war, unter dem 26. Nov. 1837 geschrieben:

„Es ist nun schon mehr als ein Jahr, daß ich unter den Heiden das Evangelium predige, habe aber bis auf diese Stunde nicht die geringste Frucht meiner Arbeit gesehen. Ich wundere mich nicht darüber: denn ohne die besondere Gnade und Einwirkung Gottes“ (NB. die eben in der Erfolglosigkeit der Arbeit auch negativ sich auszusprechen Macht hat!) „kann auch nicht Eine Seele gerührt und zum Glauben an Christus gebracht werden. Jedesmal, wenn ich den armen Heiden von unserm Heilande rede, fühle ich tief die Schwachheit meiner Predigt und die Unzulänglichkeit meiner Beweise. Meine Person, als Europäer und als mit den Herrschern des Landes eng verbunden“ (sic!) „zwingt freilich die Eingebornen, mir mit Ehrerbietung zu begegnen: allein nach ihren Religionsbegriffen bin ich doch ein verächtlicher Mann,

ohne Kaste, ohne wahre Religion, ein Kuh- und Schweinefleisshesser, ein Mletschtscha, d. i. ein Unreiner. Auch sagten sie mir einmal: „Aus deinem Munde religiöse Gespräche anzuhören, ist uns Sünde.“ So wie meine Person, hat auch meine Predigt nichts Anziehendes für sie. Krischna ist ihr Erlöser, den sie leidenschaftlich lieben. — Dessen ungeachtet dürfen wir nicht müde werden. Gott hat sich bereits Zeit und Stunde ersehen, wo er über dieses unglückliche Land die Sonne der Gerechtigkeit wird aufgehen lassen. Nur wenn ich auf mich selber sehe, will mir zuweilen der Muth entgehen. Ich liebe selber den Herrn so wenig; wie kann ich verlangen, daß Andere ihn lieben? Ich bin so kalt im Dienste meines Herrn, so leichtsinnig in der Erfüllung meines Amtes; wie ist es möglich, daß er meine Arbeit segne. Solche Gefühle meiner Schuld und Untüchtigkeit, verbunden mit dem Gedanken an die völlige Fruchtlosigkeit meiner Arbeit drückten mich in diesem Jahre oft sehr darnieder, und meine gänzliche Einsamkeit macht meine Lage noch hoffnungsloser.“

(Schluß folgt.)

Tablomanie und Nekromantie.

* Als vor Kurzem ein Landmann vom Tischrücken und Tischklopfen und dessen wunderbaren Erscheinungen erzählen hörte, rief er aus: „Das muß vom Antichrist herkommen, der im Jahre 1853 geboren worden seyn soll!“ Dieser Ausruf mag wohl anfangs lächerlich vorkommen. Allein wenn man bedenkt, was der Apostel Paulus im zweiten Brief an die Thessalonicher schreibt, so kann statt des Scherzes Ernst und Besorgniß eintreten. Nach den Worten des Apostels geschieht die Ankunft des Menschen der Sünde und des Sohnes des Verderbens gemäß der Wirkung des Satans mit allerlei Kraft, Zeichen und falschen Wundern. Wenn man nun die außerordentlichen Phänomene des Tischrückens und Klopfens näher betrachtet, so möchte man annehmen, unsere Zeit verseze sich in das Gebiet der Zauberei oder des Weibes mit dem Pythonsgeiste zu Endor, um sich dort den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele zu holen, der so ziemlich beseitiget wurde, weil ihr die Unsterblichkeit des Leibes lieber wäre, den ja der Tod in seinen sinnlichen Genüssen so unangenehm stört. Von dieser Seite betrachtet, hätte die Zauberei, Wahrsagerei und Todtenbeschwörung noch etwas Gutes, wiewohl dieser Weg zur Kenntniß der Unsterblichkeit der Seele zu gelangen nicht der rechte ist, sondern der Glaube der Kirche. Aber wenn man auf der andern Seite liest, wie meistens die zweierlei Geschlechter beim Tischrücken die Kette bilden, so kann man den Verdacht grober und feiner Sinnlichkeit nicht ganz ferne halten, wodurch der unreine Geist den Reiz der Wollust in die Herzen, besonders junger Leute eingießt, und es wird gewiß jeder Seelenführer die Jugend vor dem höllischen Verführer der Menschheit warnen, um sie vor dessen Schlingen zu bewahren. Folgende Erzählung des gelehrten und frommen Jeremias Drexelius aus Augsburg, dessen Schriften von Katholiken und Protestanten gerne gelesen wurden, möchte hier nicht am unrichtigen Orte stehen, um besonders die Jugend vor verwegnem Spiele mit unbekanntem Mächten und Gefahren zu warnen. Einem Jüngling träumte, er sey vom Rachen eines Löwen getödtet worden. Er steht auf, merkt nicht mehr auf den Traum und geht mit seinen Kameraden zur Kirche. Auf dem Vorplaze derselben sieht er einen steinernen Löwen mit offenem Rachen, der einer Säule zur Stütze diene. Hier erzählte er mit lachendem Munde den Genossen seinen Traum und sprach: „Sehet da, der ist jener Löwe, der mich heute Nacht zerriß.“ Mit diesen Worten steckte er die Hand in den Rachen und rief aus: Hier hast du deinen Feind, beiße mit deinen Zähnen, wenn du kannst!“ Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so erhielt er eine tödliche Wunde in diesem, wie er glaubte, unschädlichen Schlunde. Ein Skorpion nämlich war in dem untersten Theile des Rachen verborgen gewesen, der, als er die Hand fühlte, seinen Stachel gebrauchte und den jungen Spötter tödtete.

Wer erinnert sich bei dieser Erzählung nicht an die Worte des Apostels Petrus: „Seyd nüchtern und wachet: denn euer Widersacher, der Teufel, geht umher wie ein brüllender Löwe, und suchet, wen er verschlingen könne.“ Lasset euch nicht berauschen und einschlafeln von der Wuth unserer Zeit, die Alles wissen möchte vom Drakel der Tische, nur das Eine nicht, was am nothwendigsten zu wissen wäre.

Die Kirche und der Findling.

„Lasset die Kleinen zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich!“ Mit diesen Worten breitet der göttliche Heiland sein mildes Scepter aus über die Geringsten auf Erden, über die Kinder, die er aber zu den Größten im Himmelreiche bestimmt hat. Und fürwahr, es ist etwas Großes um diese Kleinsten! Im jugendlichen Alter stellt die kirchliche bildende Kunst die Engel des Himmels dar, als wollte sie sagen, daß sie nur in der noch unentweihten Jugend des Menschen ein würdiges Abbild des engelreinen Lebens der himmlischen Geister finden könne. Dem Kinde räumt die Kirche den Platz zunächst dem Presbyterium ein, als möchte sie zunächst nur in den Kindern die Stellvertreter der am Throne Gottes betenden und lobsingenden Engel Gottes erkennen. Der Name eines Kindes ist der Ehrenname des Christen, der zur Freiheit der Kinder Gottes durch die Taufe erhoben ward, ist der Ehrenname der Gläubigen, die der heilige Johannes mit dem rührenden Worte: Kindlein! anredet. Diese Würde und Auszeichnung eines Kindes, das wohl durch die Geburt ein Kind des göttlichen Zornes, durch die Wiedergeburt im Wasser und heiligen Geiste aber ein Kind der Gnade geworden, macht uns auch die Schwere des Aergernisses erklärlich, das der Heiland mit den Aergernißgebenden selbst in die Tiefe des Meeres versenkt wissen will, sie macht uns aber ferner die heilige Verantwortung aller derer erklärlich, die von Christus die Kinder anvertraut erhalten haben zur geistigen, zur sittlichen Pflege. Wer sind diese wohl anders, als die Eltern und Priester, ihre leiblichen und geistlichen Väter? Die Geburt des Kindes in ihrem Schooße gibt der Mutter ein natürliches Anrecht auf das Kind, legt ihr aber auch zugleich eine natürliche Pflicht auf, für dasselbe zu sorgen in geistlicher und leiblicher Hinsicht. Tritt dieses Recht, diese Pflicht nicht in ungleich höherem Grade in dem Augenblicke ein, in welchem die Kirche durch ihren Priester dem Kinde Mutter wird, in welchem sie im Sinnbilde der Stola ihre schützende, segnende Hand über dasselbe breitet, um diese Hand nie mehr von ihm zurückzuziehen, sondern sie noch segnend auszustrecken über die Wiege des Todes, das Grab? Und wenn auch die leibliche Mutter vergessen könnte ihres eigenen Kindes, wenn sie auch gottvergessen genug wäre, daß es ihr gleichgültig seyn möchte, ob das Kind an Seele und Leib gedeiht oder nicht, so kann doch die freie Mutter, die Kirche, die obwohl die unfruchtbare genannt, doch fruchtbarer ist als alle Mütter, des Kindes nicht vergessen, sie übt Mutterpflicht, indem sie das verlassene Kind großsäugt mit der reinen Milch des unverfälschten, heiligen, katholischen Glaubens. Ja, Gott sey Dank! müssen wir ausrufen für die Kinder, Gott sey Dank, daß ihnen Gott in der katholischen Kirche eine so treue, zärtliche Pflegemutter gegeben hat! Kindermord und Aussetzung des Kindes nach der Geburt, diese zwei Brandmale eines jeden heidnischen Zeitalters, hat die katholische Kirche zuerst durch ihren Criminal-Coder als himmel-schreiende Verbrechen gekennzeichnet, noch lange bevor der Staat sich dazu berufen fühlen konnte. Es sind unlängst in einer Plenar-Versammlung des Wiener-Severinusvereins in warmer Rede die Schattenseiten der sogenannten Findelhäuser aufgedeckt und es ist hierbei bemerkt worden, daß durch Abschaffung oder möglichste Beschränkung dieser Anstalten dem Staate mehr genügt werden könne. Wir verkennen nicht die gewichtigen Gründe, die den Redner zu diesem Wunsche veranlaßten, allein wir möchten diese armen Geschöpfe, die das Verbrechen in die Welt setzte, die in den Händen ihrer natürlichen Mütter oft mit derselben Unnatur behandelt würden, wie dieß bei jenen Leuten der Fall ist, denen sie jetzt in Pflege und Erziehung gegeben

werden, wir möchten die Findlinge den Händen wieder anvertraut sehen, denen sie einstens anvertraut waren, den Händen der Kirche, den Händen einer religiösen Bruderschaft, eines Ordens; denn man kann es nicht oft und nicht laut genug nach allen Seiten hin rufen: Nur die katholische Kirche und Niemand außer ihr ist im Stande, die tief eiternden Geschwüre unserer socialen Gegenwart zu heilen. Keinen neuen Rath gebe ich hiermit, denn nichts Neues gibt es ja unter der Sonne. Die ersten Xenodochien, als Hospize für Arme, Waisen und Kinder unnatürlicher Eltern geschaffen, wer schuf sie denn anders als die katholische Kirche, die schon auf dem ersten Concil zu Nicäa Bestimmungen darüber erließ? Ein Priester in Mailand war es, der im Jahre 787 ein an die Kirche gränzendes Haus zu eben diesem Zwecke kaufte und unter die Leitung der Kirche stellte, wie sein schönes Epitaphium sagt: „Sancte, memento, Deus, quia condidit iste Dathaeus — Hanc aulam miseris auxilio pueris.“ Und von da an verbreitete sich dieses Werk christlicher Liebe über alle Länder Europas; der Herd der Liebe, wie der Herd des Glaubens aber blieb Rom; denn von hier aus bestätigt und gesegnet ging im elften Jahrhundert der Orden vom heiligen Geiste aus in die ganze Christenheit, einzig sich weihend dem Dienste der Findlinge. In Rom selbst ließ Innocenz III. das Hospital vom heiligen Geiste zunächst St. Peter bauen und übergab es dem Orden zu obigem Zwecke, und so besteht es annoch, gleichsam als wollte der heilige Vater die ärmsten seiner Kinder recht nahe bei sich haben. Dorthin werden die neugebornen Kinder gebracht. Niemand fragt, wer sie gebracht hat. Von Ammen gesäugt, kommen sie im Alter von drei Jahren in besondere Gemächer. Da bleiben die Knaben, bis sie im Stande sind, sich selber fortzubringen, die Mädchen bis zum heirathsfähigen Alter, in welchem sie dann, wenn sie sich verehelichen wollen, mit hundert römischen Thalern ausgestattet werden.

Ueber alle Bedenken und Einwürfe, die einem derartigen katholischen Institute entgegengehalten werden könnten, siegt die katholische Liebe, die sich der Zukunft, ja der Ewigkeit eines unsterblichen Wesens, eines Kindes anzunehmen berufen fühlt. Nur auf diesem Standpuncte gewinnen wir den richtigen Maassstab zur Beurtheilung unserer gegenwärtigen Humanitätsanstalten, die nichts weiter sind als ein im Hohlspiegel der modernen Philantropie gewordenes Zerrbild der christlichen Nächstenliebe. Bis diese traurigen Zustände durch eben jene Mutter, die man aus ihrem Anrecht auf das Kind verdrängt hat, durch die Kirche wieder gehoben werden, wird es heiligste Pflicht jedes Pfarrers seyn, gewissenhaft in seiner Gemeinde, bei Personen, die Findlinge in Pflege nehmen wollen, alle, namentlich die religiösen Vorbedingungen festzustellen und darnach erst das Zeugniß der Würdigkeit zur Aufnahme des Findlings zu ertheilen, dann aber eben so gewissenhaft sich darum zu bekümmern, ob die Pflege des Findlings eine physisch und moralisch gedeihliche sey und sich nicht bloß mit der monatlichen einfachen Lebensbestätigung abzufinden. Es supplire der Ortsseelsorger den Ordensbruder vom heiligen Geiste! (Salzb. Kbl.)

Das Armenwesen vom katholischen Standpuncte betrachtet. *)

I.

Allgemeine Betrachtung.

Für Jeden, der an der Aufhilfe der jetzigen Menschheit arbeitet, ist die Obforge für die Armen ein höchst wichtiger Gegenstand; er wird in dem Grade bedenklicher, als der natürliche Boden hiesfür verlassen und auf einen trügerischen hinübergeschritten wurde. Wie ein drohendes Gewitter steht nunmehr der Pauperismus an unserm Horizont; er terrorisirt buchstäblich Land und Leute, ist einem

*) Kath. Wochenchrift.

Zündstoffe gleich, der alle gährenden Elemente an sich zieht und zum lichten Brande führt. Die Zahl der erschienenen Gegenmittel und Verordnungen ist Legion, und die Armuth wächst mit jedem Tage, jenem biblischen Traume gleich, der die sieben mageren Kühe die fetten auffressen sah, ohne daß jene fetter wurden.

Lüften wir den Schleier dieser „Geheimnisse des Volks“; wir stehen mit unserer Ansicht über die Grundursache des Uebels so wie über das Alles beherrschende Gegengift ziemlich allein. Eine gewisse Scheu hält ab, dem die Palme zuzuerkennen, dem man gewisser Ursachen halber nicht hold werden will. Wenn je die Arznei wegen des Arztes verworfen wurde, so fand dieses nur zu sehr bei unserm Gegenstande statt.

Wenn auch unser Vorschlag wie die Stimme einer Cassandra verhallt, es liegt zu sehr in unserm Interesse, unbeachtet des Jetzt, an einer neuen Zukunft zu arbeiten, als daß wir verkennen sollten, daß die Rolle der aufgetauchten Reformvorschläge in Bälde ausgespielt seyn werde.

Der Standpunct, von dem aus allein die schwierige Aufgabe methodisch zu verfolgen und glücklich zu lösen, kann nicht der national-öconomische seyn, da das Bedingte nie zum Princip erhoben werden darf; nicht der industrielle, wenn man nicht den Bau von Oben beginnen will; nicht der modern-philanthropische, der mit dem Urheber steht und fällt: es gilt hier nur der positive Standpunct des Glaubens. Hiernach erläutern sich erst die obschwebenden Begriffe; Methode und Mittel sind nur Consequenzen, und dann erst haltbar.

Von diesem unserm Standpuncte aus, wir möchten sagen, dem untrüglichen, handelt es sich nicht darum, der Armen sich zu entledigen; dieses wäre eitler Wahn (*Pauperes semper habetis vobiscum. Joann. 12, 8*); auch nicht darum, eine scheinbare Zufriedenheit zu schaffen, wenn einmal durch Beschaffung neuer Erwerbsquellen ein gewisser Mechanismus zu Stande gebracht wäre; das wäre eben nur Schein: sondern durch Aufstellung einer Gegenkraft einen Zustand herbeizuführen, der eben so weit entfernt von schielender Lusternheit nach oben, wie von einem kläglichen Verfall nach unten; einen Zustand, der nach Abgang des materiellen ein geistiges Capital verleiht, das aus sich selbst eine glückliche diesseitige Existenz generirt und befähigt, auch das Höchste zu erreichen. Verklärend wirkt dann dieser Grundsatz auf verschiedene Abstufungen und Mittel ein, wie diese theils die individuelle und locale Eigenthümlichkeit, theils die Anforderung der Zeit und der Umstände erheischen und vorhanden seyn müssen, um durch ein harmonisches Ineinanderwirken dem Uebelstande zu steuern.

Dies ist die allgemeine Lösung des räthselhaften Problems der Noth, wozu die nähere Entwicklung gegeben wird.

Der Mohr und der Jude.

In Shakespeare's zwei venetianischen Schauspielen: „Othello“ und „der Kaufmann von Venedig“ kommen zwei Charaktere vor, die beide Abkömmlinge eines Volksstammes sind, auf dem seit uralten Zeiten ein heiliger Fluch lastet. Bedeutsam ward Venedig als die Welt-Handelstadt, in welcher alle Gegensätze in Berührung kommen, zum Schauplatz gewählt. Mit Meisterzügen ist das Eigenthümliche einer jeden dieser Nationalitäten hervorgehoben, so wie das Eigenthümliche des Fluches, der sie traf. Beim Juden ist dieser Fluch unzertrennlich von der Religion desselben; so wie der Jude Christ wird, ist er, so fern es aus Ueberzeugung geschah, von demselben befreit; denn das persönliche Bekenntniß sühnt vollständig, was die Verläugnung, der Verrath und die Kreuzigung der Vorältern verbrach. Wird aber der Christushaß in dem Enkel fortgesetzt, dann ruht auch auf ihm die Schwere der Strafe. Darum mußte der Repräsentant des jüdischen Charakters bei Shakespeare ein erbitterter Christenfeind seyn. Moderne Kritiker haben Shakespeare einen unmenschlichen Judenhaß vor-

geworfen, dem ist nicht so. Er mißbilligt die hartherzige Behandlung der Juden, die Folter der Angst, auf die Antonio gespannt wird, erscheint zum Theil als eine Strafe des Betragens, welches Shylok mit den Worten schildert: „Werther Herr, ihr spiet mich an, ihr mißhandeltet mich, nanntet mich Hund.“ Allein Shakespeare ist eben so wie er zu menschlich und christlich ist, um jener unwürdig feindseligen Handlungsweise gegen ein von Gott geschlagenes Volk beizustimmen, auch zu sehr Mensch und Christ, um das moderne Lied von der jeden Glaubensunterschied verwischenden Juden-Emancipation zu singen, und sein scharfer menschlicher Blick durchschaut die unheilbringende Gewalt, durch welche der Unterdrückte den Unterdrücker unter das Joch bringen kann, die Gewalt des durch Wucher gehäuften Reichthums nämlich, welche die Freiheit des Christen um so mehr bedroht, je mehr er, wie Bassanio, einer weltlich leichtsinnigen Richtung ergeben ist. — Der Mohr hingegen ist ein Christ, und so lang seine Leidenschaft ihn nicht überwältigt, der Edelste seines Stammes, tapfer, klug, bescheiden, heldenhast und gefühlvoll. Aber das Erbtheil des alten Fluches wohnt als Versuchung in ihm, es ist sein heißes, afrikanisches Blut. Wenn er Widerstand leistet, wird er frei seyn; im entgegengesetzten Falle gewinnt die urväterliche Verwünschung Macht über ihn. Nicht die Eifersucht ist der Anfang seiner Schuld; denn der Argloseste hätte, von der teuflischen Tücke eines Jago gestachelt, das Unheilvolle glauben müssen. Aber schon durch seine Verbindung mit Desdemona fällt er mit freier Wahl der unseligen Schickung heim, indem er, gleich dem Urvater Cham, den Fluch seines Vaters auf sich ladet, da er heimlich das Mädchen zum Altare führt, von dem er weiß, daß er es mit des Vaters Willen wie als Weib besitzen dürfte. Durch diese unchristliche That ist der gebundene Heide wieder in ihm entfesselt und treibt ihn dahin, nicht nur den Verleumdungen des Jago Glauben zu schenken, was unter solchen Umständen wohl auch ein Christ mit europäischem Blute gethan hätte, sondern auch dahin, an der Schuldig-Beglaubten durch Mord Rache zu nehmen, was er auf dem christlichen Standpunkte nie gethan hätte. Und endlich treibt es ihn in diesem thatsächlichen Rückfall ins Heidenthum dahin, die Schuld sühnen zu wollen durch Schuld, indem er sich selbst entleibt. So sehen wir einen herrlichen Helden, Schritt vor Schritt durch freie Wahl in die ererbte Nacht zurückstürzen, aus welcher er durch das Licht des Christenthums schon einmal befreit hervorgegangen war. (W. Kirchengz.)

Gran.

Gran. Das Innere der Metropolitankirche, an welchem bereits seit längerer Zeit gearbeitet wird, geht mit raschen Schritten seiner Vollendung entgegen. Um sich einen Begriff von den Malerarbeiten, welche unter der Leitung Ludwig Moralts aus München ausgeführt werden, zu machen, genügt es zu bemerken, daß das Deckengewölbe des Sanctuariums 4730 Quadratschuh mißt. Die Tischlerarbeiten werden von dem rühmlichst bekannten Wiener Leisler in einem dem Bauwerke entsprechenden künstlerischen Style angefertigt. Ueberhaupt ist die Graner Kirche das großartigste Bauwerk, welches die Monarchie in der Neuzeit aufzuweisen hat.

Wien.

Wien. Nach ganz verlässlicher Mittheilung wird in Kürze ein frommer Wunsch verwirklicht, den viele Priester — so wie in der Wiener Erzdiöcese, so auch anderswo — lange schon in sich trugen, nämlich: die Einführung der Lazaristencongregation. Am 21. Jan. d. J. ist solche zwischen Sr. fürstl. Gnaden dem hochw. Hrn. Erzbischof von Wien und dem hochw. Hrn. Visitator der besagten Congregation aus Paris nach vorhergegangenen Verhandlungen definitiv beschloffen worden. In Wien wird das Noviziatthaus errichtet und bereits haben die Unterhandlungen bezüglich einer anzukaufenden Realitat begonnen.